



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Mayer, Adolf: Holland und die Holländer

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Schriftstellerei ein Brotberuf geworden ist, nimmt es immer mehr überhand, sodaß es nicht nur die bürgerliche, sondern auch schon die literarische Seite des Berufs ausdrückt und das alte edle Wort Dichter immer mehr zu verdrängen droht. Es heißt heute nicht mehr: „Ein neues Werk des berühmten Bühnendichters Soundso ist erschienen,“ sondern: „Ein neues Werk aus der Feder des berühmten Theater=schriftstellers Soundso usw.“ Oder: „Der bekannte Romanschriftsteller ... hat ein neues Werk unter der Feder,“ anstatt: „Der bekannte Romandichter ... arbeitet an einem neuen Werk.“ Als ob Schrift und Feder die Hauptsache bei der Entstehung eines Dichtwerkes wären, und der geistige Prozeß des Dichtens nur Nebensache! Nach dieser Auffassung müßte man folgerichtig von einem erst konzipierten Werke sagen, der Schriftsteller habe es „in der Tinte.“ Was unterscheidet dann noch den Dichter vom Schreiber, wenn Tinte, Feder und Papier erst seine Hauptattribute sind? Diese „vergeistigte“ Anwendung rein mechanischer Tätigkeitsbezeichnungen ist auch darum unpassend, weil ja sehr viele Dichter die Gewohnheit haben, ihre Werke zu diktieren. Es ist übrigens sehr bezeichnend für die Art unserer literarischen Produktion, daß diese Übertragung vom Werkzeug auf den Geist nur auf die Schriftstellerei beschränkt ist, während in der Malerei, wo Farbe, Pinsel und Leinwand eine so viel größere Rolle spielen, niemals die Rede ist von einem Werk, das ein Maler „unter dem Pinsel“ hat. Das Banaußische der Wendung fällt hier sofort in die Augen, und man denkt unwillkürlich an einen Stubenmaler. Die Malerei ist also offenbar doch noch nicht in dem Maße zum Gewerbe geworden wie die Schriftstellerei. Wendet man aber das Wort Schriftsteller auf den nicht eigentlich schöpferischen Geistesarbeiter an, so kann man nichts dagegen haben. Nur die echte hohe Kunst möchten wir davon verschont und für sie wieder das Wort Dichter mehr zu Ehren gebracht wissen; dabei ist natürlich die Bedingung, daß der Schöpfer des Werkes — Verfasser hat auch einen etwas bibliothekarischen Beigeschmack — ein wirklicher Dichter ist. Aber wie viele sind das, die sich heute unter der Maske des Schriftstellers verbergen? Wir möchten also für eine umgekehrte Anwendung des Wortes eintreten, wie sie heute üblich ist: gewöhnlich versteht man unter einem Schriftsteller einen Belletristen, während es an einer feststehenden Bezeichnung für den mehr wissenschaftlich tätigen Darsteller fehlt. Gerade für diesen aber erscheint uns das Wort Schriftsteller geeigneter als für den Schöpfer von Werken der Phantasie. Für den gewerbsmäßigen Tages=schriftsteller könnte man dann „Literat“ sagen.

K. D.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





## Holland und die Holländer

Von Adolf Mayer



Die Kenntnis des uns zunächst liegenden wird oft durch uns merkwürdig vernachlässigt. Es kommt dies wohl daher, daß unser Sinn phantastisch ins Weite schweift, während das Nähere als das Gewöhnliche und leicht Erreichbare als etwas, das uns, wenn auch lange hinausgeschoben, immer zur Hand ist, leicht verabsäumt wird. Ich habe zum Beispiel zehn Jahre in Mannheim gewohnt und all die Zeit das nachbarliche Worms mit seinen großen historischen Erinnerungen und später seinem weltberühmten Lutherdenkmal zu besuchen hinausgeschoben, während ich keineswegs veräumte, die weiter abwärts liegenden Rheinlande, die Naturschönheiten des Schwarzwalds und das damals noch französische Straßburg zu wiederholten malen zu besichtigen. Auch in dieser Beziehung gilt das viel verwendbare und viel angewandte Dichterwort: „Willst du immer weiter schweifen Sieh, das Gute liegt so nah,“ sowie das andre, daß man nur das Naheliegende zu packen habe, um zu merken, wie interessant auch dieses sein könne — wenigstens wenn man das Anpacken versteht.

Dieses Verhältnis gilt auch für uns Deutsche in bezug auf das nachbarliche Holland. Wie genau sind wir häufig unterrichtet über Land und Leute nicht bloß der großen Kulturstaaten, sondern auch von dem weiter abliegenden Rußland, von Nordamerika und sogar von manchen exotischen Ländern, und über Holland kursieren noch antiquierte Anekdoten, und werden auch noch in den Kreisen der Gebildeten Pikanterien verbreitet und geglaubt, die schon vor langer Zeit nur noch geeignet erscheinen konnten, einzelne Vorkommnisse in ein kaum verdientes Licht zu rücken, nun aber kritiklos weitererzählt und durch die Fama aufgebauscht ein sehr schiefes Bild von dem Wesen eines wichtigen Kulturvolkes geben, während doch die Mittel, das Bild zurecht zu rücken, vor unsrer Tür liegen.

Allerdings mögen dazu außer dem Umstande, von dem wir ausgegangen sind, noch besondere Umstände mitgewirkt haben. Holland entbehrt, obwohl keineswegs der malerischen, so doch der Naturschönheiten im gewöhnlichen Sinne des Worts. Es fehlen die Berge und die hohe Luft, die einen so großen Reiz für die moderne, nervös etwas überspannte Menschenseele haben, und die

der Anziehungspunkt von der von Fremden überfüllten Schweiz und später von Norwegen geworden sind. Das Reisen ist dort wie in jedem Lande von alter und ökonomisch kräftiger Kultur verhältnismäßig teuer. So werden die eigentlichen Sehenswürdigkeiten von Holland überwiegend von den auf Antiquitäten erpichten aber schweigsamen Engländern besucht, und die reisenden Deutschen, denen man begegnet, sind meist schwadronierende Handlungsbeflissene, die andre Dinge zu berichten haben, als die uns hier interessieren, oder Besucher der luxuriösen Seebäder, und diese mögen freilich wohl selten unterlassen, einen kurzen Abstecher zu den Kunstsammlungen der Hauptstädte zu machen, aber von Land und Leuten wissen sie in der Regel nur wenig bedeutende Außendinge zu erzählen. Jedenfalls sind Berichte aus neuerer Zeit über Holland aus deutscher Feder von einer Gründlichkeit, wie der von Georg Forster vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, so selten, daß sie noch wenig auf Urteil und Vorurteil auch des gebildeten deutschen Publikums eingewirkt haben. Weitere Aufklärung dürfte darum erwünscht sein, und jemand, der ein ganzes sogenanntes Menschenalter in dem Lande verweilt hat, wird dazu als berufen gelten dürfen.

Unglaubliche Geschichten werden noch immer über Holland in Deutschland herumerzählt, zwar ohne nationale Gehässigkeit, aber sie verzerren doch durch großartige Übertreibung mancher eigentümlicher Züge den Charakter der Holländer zu einer Karikatur, die allerdings lächerlich genug ist, daß man den Reiz zum Wieder- und Wiedererzählen begreift. Aber daß solche Übertreibungen Glauben finden, beweist eben die Unbekanntschaft mit der Sache selber. Gewöhnlich gipfeln diese Erzählungen in einer einseitigen Vergrößerung des phlegmatischen Zuges im holländischen Volkscharakter, der Auswüchse des nationalen Reinheitsfinnes und in einer Verhöhnung der Sprache, deren Anklänge an plattdeutsche Dialekte mit Zusätzen freier Erfindung versehen geradezu als ein kindisch-läppisches Idiom vorgeführt werden. Sogar die holländische Bibel hat zu dieser Verballhornung herhalten müssen. Dann auch die Kommandoausdrücke beim Militär, die allerdings als Illustrationen für die in Wirklichkeit ziemlich verlotterte Disziplin dazu Anlaß bieten. — Die Wurzel dieser die Menge amüsierenden Karikaturen muß unstreitig zum Teil in Erzählungen vielgelesener deutscher Schriftsteller, zum Beispiel Heines in dessen berüchtigtem „Schnabelowopski“ und namentlich Immermanns in dessen „Münchhausen“ gefunden werden, wo allerdings mit viel Talent eine unverbesserlich komische Figur als typischer Holländer gezeichnet wird.

Man hat eben aus der Lektüre geschöpft, anstatt aus der Anschauung, die nicht einmal als Korrektiv in genügender Qualität vorhanden war, und dann hat Jungfer Janna das schon an sich verzeichnete Bild mehr und mehr mit frei erfundenen Lichtern ausgeschmückt, sodaß es zwar auf Unbeteiligte sehr erheitend wirkt, aber endlich Freunden und Verwandten kaum mehr erkennbar ist. Dem gegenüber erscheint es geradezu als Pflicht, ein nach Kräften berichtigtes Porträt zu zeichnen.

Zunächst das Nötigste über das Land selbst, wie es von der Natur gegeben ist, da der Charakter der Bewohner hiervon abhängig ist, wie das Ge-

deihen des Säuglings von seiner Nahrung. Um so inniger ist im vorliegenden Falle diese überall nachzuweisende Abhängigkeit, als der Grund und Boden in Holland nicht allein seine Bewohner erzeugt und ernährt, sondern von diesen größtenteils erst im eigentlichen Sinne hat geschaffen werden müssen, daß er vor ihnen diesen Dienst zu leisten vermochte, woraus sich natürlich eine weit innigere Verflechtung der beiden aufeinanderwirkenden Kräfte ergibt.

Die Etymologie erklärt den Namen Holland als „Holzland“ (Holzland). Sie mag darin Recht haben,\*) aber jedenfalls sind das *tempi passati*, denn das Land hat jetzt nur noch  $7\frac{1}{2}$  Prozent Wald, und dieser wächst erst langsam bei der jetzt erst beginnenden staatlichen Forstwirtschaft wieder an auf Kosten der sich noch in großem Umfange ausdehnenden Heide. Und dieser Wald besteht größtenteils aus Föhren und Eichenschälwald, wovon die ersten meist als Bergwerkstüzen nach Belgien gehn, und nur der letzte ein klein wenig Brennholz liefert, während seine Hauptnutzung der Gerberlohe gilt. Als Brennstoff dient heimischer Torf, Kohle aus dem Ruhrgebiet, Belgien und England, neuerdings auch etwas eignes Bergprodukt aus der ganz im Süden liegenden Provinz Hollands, aus Limburg.

Auf frühere größere Bewaldung deutet allerdings das viele Heideland, das nachweislich größtenteils aus ehemaligem Holze entstanden ist, wobei die weidenden Schafe nach der sorglosen Abholzung den jungen Bestand nicht haben aufkommen lassen, und ebenso deuten die vielen Baumreste in und unter den Hochmooren darauf hin. Doch findet sich das eine und das andre weniger in dem eigentlichen Holland, noch jetzt als die beiden Provinzen „Nord- und Südholland“ mit diesem Namen bezeichnet, als in den äußern an Deutschland und Belgien grenzenden Landschaften, die zum Teil erst später hinzugekommen sind, sodaß wir die Übereinstimmung der Etymologie mit Wirklichkeit und Geschichte auf sich beruhen lassen müssen.

Heutzutage und seit lange ist jedenfalls Holland als Landschaft durch andre Dinge charakterisiert als durch seinen Waldbestand, nämlich und bekanntlich durch sein Verhältnis zum Wasser. Nicht daß die klimatischen Verhältnisse hieran die Schuld trügen, obgleich diese ja auch wieder durch die große Feuchtigkeit des Bodens und die vielen offenen Wasserflächen beeinflusst werden. Der Regenfall ist sehr mäßig und viel geringer als in den mitteleuropäischen Gebirgen, die sich noch gar nicht einmal durch Übermaß an Feuchtigkeit auszeichnen, und Nebel gibt es viel weniger als in England und in den Industriebezirken des benachbarten Niederrheins. Das eigentümliche Verhältnis Hollands zum Wasser wird vielmehr durch seine niedrige Lage im Verhältnis zum Ozean veranlaßt, wodurch der Abfluß des das Land reichlich durchströmenden süßen Wassers so ungemein verzögert wird. Ein großer Teil Hollands liegt beinahe auf gleicher Höhe mit der Nordsee, teilweise sogar tiefer als diese, sodaß der Einbruch des Wassers nur mit Mühe und mit Kunst verhindert werden kann. Von Natur Deltaland und Sumpfland ist es durch die Mühe und Kunst seiner energischen Bewohner im wesentlichen Polderland. In diesem Ausdruck ist alles

\*) Von anderer Seite wird die Richtigkeit dieser Ableitung freilich bezweifelt.

gesagt, freilich nur für den, der ihn ganz begreift. Man trifft aber nur selten Leute, die die Sache nicht aus eigener Anschauung kennen und sie trotzdem gut erfaßt haben.

Der Begriff von Polder oder von Koog, wie man in manchen Teilen von Nordwestdeutschland sagt, wo sich diese Einrichtung und ebenso Verhältnisse, die denen in Holland ähneln, auch finden, ist zunächst nur der einer „Wassergemeinschaft“, d. h. einer Vereinigung von nebeneinander wohnenden Grundbesitzern zu dem Zweck, sich das Übermaß von Wasser vom Halse zu schaffen. Daß dazu gewöhnlich Deiche und Schleusen nötig sind, steht erst in zweiter Linie.

Die Bildung ist ganz analog der Dorfgemeinde, die sich auch zum gegenseitigen Schutz zusammenschließt, nur zum Schutz vor Dingen, die überall in hoch und tief liegenden Ländern wiederkehren und deshalb von jedermann empfunden werden, während die in Rede stehende Gemeinschaft nur den einen, aber in den Deltaländern über Sein und Nichtsein entscheidenden Kampf gegen das Ertrinken des Landes zum Ziele hat. Daß sich die Dorfgemeinde hiermit eo ipso nicht befaßt, liegt einfach darin, daß sich die gemeinschaftlichen „Antivasserinteressen“ je nach der Lage des Landes auf sehr große oder auch sehr kleine Flächen erstrecken können. Es gibt Polder, die ganze Landschaften mit Städten und Dörfern umschließen, und wieder andre, zu deren Errichtung ein paar Nachbarn zusammentreten, wozu die einfachsten Mittel genügen. Entsprechend der großen praktischen Bedeutung der Poldergemeinschaft ist sie denn auch vom Mittelalter her mit sehr kräftigen Organen ausgerüstet worden, die sich oft mit denen des politischen Staates vergleichen lassen. So hatten Rijmland und Delftland in der jetzigen Provinz Südholland, die allerdings dem verheerenden Einbruch des Wassers besonders ausgesetzt sind, in jenen gewalttätigen Zeiten ihren eignen Heerführer, der solche Menschen, die den Erlassen der Gemeinschaft zuwider handelten, im äußersten Falle vom Leben zum Tode zu bringen kommandiert werden konnte; und auch jetzt noch erinnert der übrigens auch in Norddeutschland bekannte, von Machtbefugnis strotzende Titel „Deichgraf“ für den Oberstkommandierenden der Gemeinschaft oder der holländische Ausdruck „Wasserstaat“ für die Gesamtorganisation des Polderwesens an diese kräftige Organisation, obgleich deren Machtbefugnisse gemildert und teilweise an die größere und nun *κατ' ἐξοχήν* als Staat bezeichnete Gemeinschaft übergegangen ist.

Wenn wir uns heute alle Schutzwehren wegdenken, die den Einbruch des Wassers in Holland verhindern, so dürfte ein sehr großer Teil des Landes — man spricht von der Hälfte — verloren sein. Nicht daß dann all dieses Land dauernd unter Wasser stünde. Aber eine so ausgedehnte Fläche wäre für die Hochfluten erreichbar und bis zur Unbrauchbarkeit Überschwemmungen ausgesetzt. Dazu wird das Verhältnis von Jahr zu Jahr ungünstiger, da sich die Küste der Nordsee wie die meisten Deltaländer langsam zu senken scheint, und neue versumpfte Ländereien im Binnenlande und Anschwemmungen in den Meerbusen und Buchten dem Feinde abgenommen werden, wo dann eben neue Deiche gegen das Meer zu errichtet werden, was als Einpolderung bezeichnet wird. Da heißt es also den Besitz verteidigen gegen den immer stärker werdenden Feind. Die Deiche werden erhöht und durch ein flacher verlaufendes

Profil verstärkt, neue Deiche werden errichtet, wobei bemerkt werden muß, daß ein Deich eben einen Damm bedeutet, der das Land vor dem Wasser schützt, während Dämme an sich auch bloß der Passage durch das Wasser dienen können. Dann müssen Schleusen in den Deichen angebracht und die vorhandnen überwacht werden, daß sie auch wirklich möglichst günstig funktionieren, d. h. im allgemeinen das Wasser aus dem Polder heraus aber nicht in denselben hinein lassen, womit nicht im Widerspruch steht, daß in ausnahmsweise trocknen Zeiten dieselben Schleusen auch den umgekehrten Zwecken dienen können und sollen, das Wasser dem Polder zu erhalten, um für das Pflanzenwachstum die günstigsten Verhältnisse herzustellen.

Das alles macht Arbeit und Wachsamkeit nötig. Der Boden, die Grundlage der Bewohnbarkeit und der Bebaubarkeit eines Landes, in andern Ländern das von der Natur gegebne, ist in dem eigentlichen Holland selbst schon Arbeitsprodukt. Daher das sprichwörtliche: Gott hat die See erschaffen, aber der Mensch (in Holland) das Land. Und dies muß offenbar auf den Charakter der Bewohner des Landes einwirken. Zähle Ausdauer, Entschlossenheit mußten auf dem Wege der natürlichen Züchtung in den jeweils Überlebenden mehr und mehr gehäuft werden, und wir werden uns bei dieser Gelegenheit auch daran erinnern müssen, daß der deutsche Dichterkönig den alternden Faust in dem letzten und vollendetsten Stadium seines Lebenslaufs an den Meeresstrand gelangen und für die Probleme der Landgewinnung aus dem flüssigen Elemente seine durch allerlei Menschenschicksal geläuterte Kraft einsetzen läßt. Goethe hatte in seiner alles Menschliche umfassenden Genialität offenbar den die Energie stählenden und damit sittlichenden Einfluß — denn Sittlichkeit ist doch im Grunde Energie — der Trockenlegung von Land mit der ihm eignen Klarheit erkannt. Daher die Worte:

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu sehn.

Man beachte dabei auch das an der klassischen Stelle angebrachte Wortspiel: Der zu Entwässerungszwecken angelegte Graben kann leicht zum Grabe werden. Die Gefahr der Arbeit ist groß. Aber auch diese führt, im Gegensatz zu der mephistophelischen bösen Absicht, zum Guten, zur Stählung des Charakters.

Wenn so ein Teil des Volkscharakters aus den Umständen erklärt werden muß, so kommt natürlich auch die Abstammung für ihn in Betracht. Von dieser kann gesagt werden, daß die Holländer im wesentlichen Germanen sind, wie ja schon aus dem Idiom hervorgeht, das ein zu einer vollständigen Sprache entwickeltes Niederdeutsch ist. Nichtgermanische Beimischungen sind in Holland weit spärlicher als in Deutschland selber, wo sich bekanntlich im Südwesten noch keltisches und im Nordosten noch viel slawisches Blut (auch außerhalb der polnischen Gegenden) erhalten hat. Nur auf dem Archipel der Provinz Seeland macht sich auch in Holland eine starke keltische Einwanderung (Hugenotten aus Frankreich) geltend, die dort den Volkstypus auch im äußern Aussehen wesentlich verändert hat; und auch in den wenig holländisch gearteten, erzkatholischen Provinzen Limburg und Nordbrabant ist eine ähnliche nur in viel

früherer Zeit geschene und darum politisch ganz anders wirkende Beimischung deutlich zu spüren. Das am südlichsten liegende halbinselförmig vorspringende Limburg muß überhaupt für Betrachtungen über das Wesen von Holland ganz unberücksichtigt bleiben, da es nur infolge von unwesentlichen Umständen daran hängen geblieben ist und seinem ganzen Wesen nach entschieden nach Belgien gravitiert. Die übrigen acht Provinzen, auch Brabant noch zum größern Teile, sind so gut wie ganz germanisch, von der nicht ganz unbedeutenden Beimischung von überseeischem Blute in den großen Handelsstädten abgesehen, wobei namentlich von den Israeliten und den Portugiesen in Amsterdam zu sprechen wäre.

Unter den germanischen Stämmen, die Holland bevölkert haben, sind vor allem die Bataver, die Franken, die Flamingen, die Niedersachsen und die Friesen zu erwähnen. Außerdem wird auch, jedoch ohne deutlichen Nachweis dieses Einflusses, noch von Goten und Vandalen gesprochen.

Die Bataver, deren schon die Römer gedachten, sitzen in der Mitte des Landes, die Franken und die Flamingen, denen die holländische Sprache ihre Diminutiva verdankt, im Süden, die Niedersachsen im Osten (Groningen, Overijssel und Drente) und die Friesen, verwandt mit den Angelsachsen (was noch im friesischen Dialekte sehr wahrnehmbar ist), im Norden (Friesland und Nordholland). Eine befriedigende Charakterisierung der wohl nirgends mehr rein auftretenden, sich später mit fränkischem Blute amalgamierenden Bataver dürfte wohl kaum gelingen. Dagegen sind der Franke und der Flaminge mehr leicht beweglich, die Friesen und die Niedersachsen aber zähe, eigensinnig, kunstfeindlich, wie ja das *Frisia non cantat* des Tacitus sprichwörtlich geworden ist. Es muß offenbar auf die Bildung des holländischen Volkscharakters von großem Einfluß sein, daß diese letzten Stämme einen so großen Beitrag zum Ganzen geliefert haben.

Andererseits wäre auch eines Unterschieds zu gedenken, den Frenssen in seinem *Jörn Uhl* zum Gegenstande seiner dichterischen Darstellung gemacht hat. Man erinnert sich aus diesem viel gelesnen Roman des Gegensatzes der „Uhlen“ und der „Kraien.“ Die ersten die trozigen Bewohner der fetten Marschen, und daneben die beweglichen, findigen Kraien, die auf dem von jenen übrig gelassenen armen Geestboden angesiedelt sind und diesem in ihrer Anspruchslosigkeit noch einigen Ertrag abgewinnen. Derselbe Unterschied findet sich auch in Holland, und zwar wiederholt im Groninger gegenüber dem Drentener, dem Bewohner der Provinzen Holland gegenüber dem Brabanter, und sogar in einer und derselben Provinz im Bewohner der Betuwe, der alten *Insula Batavorum* des Tacitus, mit ihrem schweren Boden gegenüber den Bewohnern des Heidelandes, der sogenannten *Veluwe* in Gelderland.

Hier wird aber gewöhnlich nicht so ausschließlich der Charakterunterschied der Verschiedenheit des Stammes zugeschrieben wie bei Frenssen, der die Uhlen von friesischem, die Kraien von wendischem, also slawischem Stamme herleitet. Die Wahrheit wird wohl sein, daß die Wirkung von Land auf Leute und von Leuten auf die Wahl des Landes wechselseitig ist, und daß die niederdeutschen Volksstämme schon von Hause aus die trozigen zur Überhebung neigenden

Eigenschaften haben, die so gut zum reichen Boden passen, während biegsamere Naturen auch noch da zu finden sind, wo diese der wenig dankbaren Heide ein spärliches Brot abgewinnen. Die letzten brauchen aber nicht notwendig fahrende Slawen zu sein. Auch germanische Stämme sind hierzu geeignet, wie sich nachweislich die fränkischen und die flämischen Stämme in Holland zu dieser Rolle bequemt haben. Und auch aus jenen schwerfälligeren Stämmen können sich die leichtern Bestandteile zu dieser Aufgabe absondern und ihr mehr und mehr anpassen, sodaß, um mit Frenssen zu sprechen, der leichtere Boden nicht bloß die Kraien anlockt, sondern auch solche, wenn auch vielleicht in geringerm Maße, aus den Uhlen erzeugt.

Jedenfalls ist die Tatsache, auf die wir hier gestoßen sind, für die Erklärung des holländischen Volkscharakters von Bedeutung; denn gerade die angeschwemmten Bodenarten zeigen die so sehr ins Auge fallenden Unterschiede von Reich und Arm in hohem Maße, während in andern Ländern mit Verwitterungsboden mehr alle Schattierungen von mittelreichem Boden vertreten sind. Und Holland ist beinahe ganz und gar angeschwemmtes Land, nur das bißchen Kreideformation in Limburg abgerechnet, in dieser südlichsten Provinz, die nur durch eine politische Zufälligkeit und ohne alle Neigung von hüben und drüben dem Hauptland angegliedert geblieben ist. In Holland findet man in der Tat auf der einen Seite den fruchtbarsten Boden der Welt, auf der andern Seite noch beinahe ein Fünftel der gesamten Bodenfläche Wüstland, Heide und Moore, die erst in der allerneuesten Zeit durch Aufforstung und anderweitige Urbarmachung eine langsame Abnahme erfahren. Diese späten Fortschritte in der Urbarmachung hängen, wie wir später sehen werden, mit der Bewirtschaftung ausgebreiteter Kolonien zusammen, die lange Zeit das Kapital des Landes beinahe allein in Beschlag genommen haben.

Was nun von ursprünglicher Heide in Ackerland verwandelt ist, trägt eine Bevölkerung, die teilweise recht wohl dem Charakter der Frenssenschen Kraien entspricht. Die größten und für den Charakter des Ganzen maßgebenden Landstriche sind aber der Sitz einer rein germanischen Bevölkerung, die sich wohl ursprünglich mit Aufwand von großer Energie in den Besitz ihres Bodens gesetzt hat, aber dann mit Bequemlichkeit durch lange Zeiten aus ihm großen Gewinn gezogen hat, wodurch sich dann die Züge des niederdeutschen Volkscharakters, Troß, Zähigkeit, konservativer Sinn, Selbstzufriedenheit, manchmal bis zur Selbstüberschätzung gesteigert, mehr und mehr befestigt haben.

Ehe wir auf diese Elemente weiter bauen, wollen wir noch ein Wort über die Sprache sagen, einen Gegenstand, der ja mit der Abstammung in der aller-nächsten Beziehung steht. Das Idiom der Holländer ist ihrer Abstammung gemäß ein zur Sprache entwickelter niederdeutscher Dialekt, der nur durch die fränkische Mundart in der oberdeutschen Richtung beeinflusst worden ist. Aus diesem Einfluß sind u. a. die viel gebrauchten Diminutiva mit „tje“ herzuleiten. Man muß sich bekanntlich ursprünglich das ganze deutsche Sprachgebiet in eine große Anzahl von Dialekten verteilt denken, die sich zunächst in zwei große Gruppen, die niederdeutschen und die oberdeutschen, gliedern. Dann wurde, dem Sitze der ältern Kultur entsprechend und sehr unterstützt durch die Luthersche

Bibelübersetzung, ein oberdeutscher Dialekt, die sächsische Kanzleisprache, zur herrschenden Sprache erhoben, und in dieser Sprache wurde gepredigt und wurden in der Folge obrigkeitliche Erlasse verkündigt; in dieser Sprache konnte sich jeder Deutsche dem andern verständlich machen. Deshalb wurde sie in der Schule gelehrt und verdrängte in jedem neuen Geschlecht vollständiger die lokalen Dialekte, die daneben nur noch für das intimere heimische Leben behalten blieben.

Im Norden war die neue Sprache so abweichend von dem gebräuchlichen Dialekt, daß sie sich ganz von ihm abtrennte, und er als ein niedriger stehendes Platt ein gesondertes Dasein führte. Der Süd- und der Mitteldeutsche aber verstanden das seinem Idiom verwandte Hochdeutsch unmittelbar und handhabten es sogleich, während sie die gewohnten Abweichungen aber nur unvollständig ausmerzten. Daher kommt es dann, daß der Norddeutsche das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache korrekter spricht, aber weit seltner sprachschöpferisch bereichert.

Die niederdeutschen Dialekte Hollands unterwarfen sich nun aber nicht der Vorherrschaft des Hochdeutschen, da dieses Land inzwischen auch politisch eine selbständige und rühmliche Geschichte erlebte, die zu einem großen Teil auch wieder auf den schon angedeuteten Charakter seiner Bewohner zurückgeführt werden kann. Der niederdeutsche Dialekt wurde sonach zu einer vollständigen Sprache, die alle Kennzeichen einer solchen hat. Als solche muß bekanntlich gelten, daß man alle und jeden menschlichen Gedanken bequem darin ausdrücken kann, was mit einem Dialekt ja nicht der Fall ist. Eine philosophische Abhandlung läßt sich weder im flämischen noch im mecklenburgischen Dialekt schreiben, und ebensowenig in der pfälzischen oder der oberbayrischen Mundart, wenigstens nicht ohne fortwährend von den wirklichen, nach allen Richtungen ausgebauten Sprachen die wichtigsten Ausdrücke zu entlehnen.

Es ist merkwürdig, wie häufig dieses so einfache Verhältnis in dem uns interessierenden Falle verkannt wird. Von holländischer Seite aus wird manchmal die nahe Verwandtschaft mit dem Deutschen geleugnet, offenbar in der freilich zunächst verschwiegenen Absicht, daß nicht ungewünschte politische Folgerungen aus dieser Beziehung gezogen werden sollen; und von deutscher Seite, auf der das Übelwollen kleiner, aber die Unkenntnis des Zustandes oft noch größer ist, wird zuweilen das Holländische als bloßer plattdeutscher Dialekt oder gar als verdorbenes Deutsch bezeichnet. Man will es dem Hochdeutschen unterordnen statt beordnen, was natürlich ebenso verkehrt ist.

Hierzu mag allerdings beitragen, daß das Holländische, soweit es vom deutschen Ohr unmittelbar verstanden wird, oder besser gesagt, soweit man es zu verstehn glaubt — denn es laufen bei der Identität der Wurzeln manche Mißverständnisse mit unter —, oft recht läppisch klingt. Das ist aber, wenn schon in geringerm Grade, auch umgekehrt der Fall und rührt daher, daß das holländische Idiom, das mehr unmittelbar aus dem Leben schöpft, das naivere ist. Es kommt darin dem Englischen nahe und eignet sich deshalb besonders zur Intimität des Ausdrucks, während das abstraktere Hochdeutsch mehr zur volltönenden Rhetorik und namentlich zur wissenschaftlichen Ausdrucksweise

geeignet ist. Im übrigen kann in einer ernstlichen Diskussion das Verhältnis natürlich nicht geleugnet werden. Dasselbe ist zum Überfluß in der in Holland selbst gebräuchlichen Bezeichnung des eignen Idioms als niederdeutsch festgelegt.

Die schiefe Beurteilung des Holländischen bei den hochdeutsch Sprechenden beruht ferner auch zum Teil darauf, daß sich in einem größern Sprachgebiete Worte rascher verbrauchen, oder daß sie wenigstens in ihrer Bedeutung sinken. So ist im Deutschen das Wort „Mensch“ mit dem sächlichen Artikel schon ein arges Schimpfwort geworden, während noch der freilich etwas derbe Friedrich Wilhelm der Erste seinem hochstrebenden Sohne die diesem bestimmte Braut mit den Worten empfahl: „Ein braves, gottesfürchtiges Mensch.“ Im Holländischen dagegen hat dies in unsern Ohren jetzt so häßlich klingende Wort etwa die farblose Bedeutung des deutschen „Frauenzimmer.“ Das Wort Fräulein (Freule) dagegen, womit heute in Deutschland auch Köchinnen angeredet zu werden beanspruchen, ist in Holland noch für adliche Jungfrauen reserviert und fängt eben erst an für nichtadliche der höhern Stände in Gebrauch zu kommen. Holland ist also in diesem Prozesse der Entwertung des Ausdrucks ungefähr auf dem Punkt angekommen, wo Deutschland zu der Zeit Goethes (der Herr dich für ein Fräulein hält) stand. Wenn mithin eine deutsche Dame in Holland das Prädikat Fräulein verliert und plötzlich Mensch tituliert wird, so ist natürlich ihre Entrüstung über die geringe Höflichkeit des Idioms groß, und das ist natürlich eine Quelle der Geringschätzung. Dagegen hat wieder der deutsche Ausdruck Kopf (kop) für den obersten menschlichen Körperteil im Holländischen eine gemeine Bedeutung, und es muß dafür Haupt (hoofd) gebraucht werden. Versäumt man dies, so ist es, als wollte man im Deutschen Maul statt Mund sagen. Deshalb ist das beiderseitige Urteil über die Platttheit der Sprachen zum Teil korrelativ, aber doch im ganzen wegen des raschern Sinkens der Worte im größern Sprachgebiete mehr zuungunsten des Holländischen.

Die Erhebung der holländischen Mundart zu einer alles Menschliche umfassenden Sprache hat sie der politischen Selbständigkeit des Landes und seiner von Deutschland schon lange völlig losgerissenen Geschichte zu verdanken. Warum es mit dem Schweizer Deutsch trotz dem in diesem Punkte bestehenden Parallelismus mit Holland nicht ebenso gegangen ist, dürfte wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sich der alemannische Dialekt nicht genügend, wohl in Klang und Aussprache, aber nicht in Grammatik und Redewendung, vom Hochdeutschen unterschied, daß es eine völlige Abzweigung notwendig gemacht hätte. Wird doch tatsächlich in den Schweizer Schulen Schweizerdeutsch gesprochen und Hochdeutsch geschrieben, sodaß die Schwierigkeiten der Nichtkongruenz nicht unüberwindlich zu sein scheinen. Dann kommt die viel größere politische Bedeutung des seefahrenden und kolonisierenden Hollands im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert hinzu; die Bewohner des Landes begannen sich als Weltmacht zu fühlen und glaubten sich auch in der Sprache nicht mehr nach dem damals im Zerfall begriffnen Deutschland richten zu müssen, während die ebenfalls stolze Geschichte der Schweiz doch mehr darin bestand, der Eroberung der Nachbarn siegreich zu widerstehn, und die Schweizer ihre nationale Überkraft verbrauchten in fremden Diensten, da sie nicht in der Lage

waren, sie zu eignen politischen Unternehmungen nach außen zu verwerten. In jedem Fall ist die holländische Sprache rein germanisch, reiner als die deutsche Sprache selber, da die mehr wissenschaftlichen Abstrakta, die im Deutschen aus Stämmen der antiken Sprachen gebildet und ihnen ganz und gar entlehnt werden, wie System, Idee, Prinzip, im Holländischen rein germanische Synonyme haben. Nur in der Konversationssprache macht sich, aber hier ganz unnötigerweise und mehr aus einer Art von Koketterie, französischer Einfluß geltend.

Haben wir in dem vorhergehenden schon die Rolle Hollands als See- und Kolonialmacht gestreift, so müssen wir noch etwas näher auf diese Dinge eingehn, um eine weitere Seite des Wesens seiner Bewohner kennen zu lernen. Ein Volk, das zumal an der Küste aus den kraftvollen und trotzigen niederdeutschen Stämmen der Friesen, Niedersachsen und Bataver gemischt ist, und das in dem Kampfe, die Scholle, die es bewohnt, dem flüssigen Element abzugewinnen gestählt wird, mußte notwendig in eine innige Beziehung zum Meere treten, sobald die Schiffahrt eine Höhe der Entwicklung erreicht hatte, die größere Unternehmungen erlaubte. Dazu kam eine äußerst günstige politische Konstellation. Während Deutschland durch den furchtbaren Krieg, der dreißig Jahre dauerte, die ganze glänzende Kultur des sechzehnten Jahrhunderts einbüßte und auf ein Drittel seiner frühern Einwohnerschaft entvölkert beinahe wieder zur Barbarei zurückkehrte, kämpften die vereinigten Provinzen mit niederdeutscher Zähigkeit den freilich noch längern, aber schließlich glücklichen Kampf gegen die Heere des entfernten Spaniens, und dieser Kampf gab den trotzigen Herzen aufs neue Stärkung des Selbstbewußtseins und der Unternehmungslust. Dazu die Rolle des Protestantismus. Während Deutschland, die Wiege der Reformation, die Folgen der von ihr unzertrennlichen Kämpfe am eignen Leibe erfahren mußte — genau wie später Frankreich die Folgen der großen Revolution —, war die größere Freiheit des religiösen Denkens Holland zugute gekommen und hatte den trotzigen Wagemut seiner Bewohner gestärkt, während die Knechtung der Gewissen im Lande der größten See- und Kolonialmacht jener Zeit zwar zu einer großen, aber kurzen Blüte verhalf, aber bald genug die herben Früchte des Fanatismus, des Übermuts und der Grausamkeit zeitigte, die Spaniens Stern erblichen machten. So wurde das kleine Holland, ähnlich wie Venedig einige hundert Jahre früher, eine Seemacht ersten Ranges, und da der spätere mächtigere Konkurrent, England, damals erst im Beginne seiner Laufbahn stand, entdeckten, eroberten, kolonisierten die kühnen Weltumsegler ein fernliegendes Land nach dem andern, wie noch heute außer dem stattlichen Reste des Besitzes die vielen holländischen Namen von Kapland bis Neuzeeland beweisen. Natürlich wurde dadurch das Selbstgefühl des kleinen und nun doch so mächtigen und vor allem finanzkräftigen Landes hoch gesteigert.

(Fortsetzung folgt)

